



Miroslav Weiss hat den Blick für die guten Rennpferde von seinem Vater geerbt – nun freut sich der 76-Jährige auf seinen neuen Alltag als Pensionär.

ELIZABETH DESINTAPUTRI / CH MEDIA



Ein letzter Galopp in St. Moritz

Nach über tausend Siegen verabschiedet sich der Pferdetrainer Miroslav Weiss in den Ruhestand

NICOLA BERGER, URDORF

Pferderennen glichen lebendigem Roulette, hat der grosse amerikanische Essayist Roger Kahn einmal geschrieben. Einer, der Kahn, dem Autor von «The Boys of Summer», einem der Klassiker der Sportliteratur, widersprechen würde, ist der Pferdetrainer Miroslav Weiss. Es ist Anfang Januar, Weiss empfängt im Stall Beliar in Urdorf zum Gespräch, der Schnee hat das riesige Anwesen ganz in Weiss gekunkt. Vor den Toren des Hauses patrouillieren zwei Berner Sennenhunde, drinnen sitzt Weiss in seinem fast musealen Wohnzimmer. Er ist umringt von Pokalen, Statuen, Medaillen, Auszeichnungen, Bildern. Es ist die Staffage eines Lebens im Zeichen des Galopprennsports.

Weiss, 76 Jahre alt, hat den Schweizer Galopprennsport während Dekaden geprägt. Von ihm trainierte Pferde haben über 1200 Rennen gewonnen. Von den Launen eines Rouletterads könnte diese kühle Effizienz des Siegens kaum weiter entfernt sein. Am Sonntag verabschiedet er sich nun in den Ruhestand, am White Turf in St. Moritz laufen letztmals Pferde von ihm um die Wette. Der finale Programmpunkt auf dem gefrorenen St. Moritzersee um 14 Uhr 45 lautet: «Preis White Turf zu Ehren Miro Weiss».

Beginn mit halbblinde Pferd

Wie bereitet man sich darauf vor, dass eine Ära zu Ende geht, nach mehr als vier Jahrzehnten? Miroslav Weiss zuckt mit den Schultern und sagt: «Keine Ahnung. Ich trage meine Emotionen nicht nach aussen.» Weiss spricht lieber zu wenig als zu viel. Nicht aus Unhöflichkeit, sondern aus Vorsicht. Seine Familie flüchtete 1968 aus der Tschechoslowakei in die Schweiz. Hier mussten die Eltern neu anfangen. Über die Traumata seiner Familie möchte Weiss nicht mehr öffentlich reden.

Eigentlich wollten die Eltern in die USA auswandern, aber fast aus Trotz landeten sie in der Schweiz; der Bruder Richard schwor sich, eines Tages zu Fuss in die heutige Slowakei zurückzukehren, sobald sich die Lage verbessern würde. Doch die Familie schlug hier Wurzeln,

in Urdorf, wo sie 1970 einen Stall übernahm und ihn sukzessive erweiterte.

Den Stall nannten sie Beliar, nach dem ersten Pferd, das Adolf Weiss, der Vater, in der Schweiz gekauft hatte. Dieses war auf einem Auge blind, darum wurde nur der Schlachtviehpreis fällig. Doch aus Beliar wurde ein schnelles Rennpferd. Das war der Anfang einer erstaunlichen Geschichte. Sie handelt von Siegen, von Abenteuern in fernen Ländern auf der Suche nach dem nächsten Siegerpferd – im Nirgendwo Irlands oder in abgelegenen russischen Provinzen, die nur mit klapprigen Propellermaschinen zu erreichen sind. Sie erzählt von Neid, von der Macht der Instinkte, von Verlust.

René Leiser, der Präsident des Dachverbands Galopp Schweiz, lässt seit Jahrzehnten Pferde von Miroslav Weiss trainieren. Er sagt über ihn: «Er ist ein herzensguter Mensch. Aber er kann schon streng und kompromisslos sein, damit können nicht alle umgehen.» Zwischen 2005 und 2007 trafen Weiss schwere Schicksalsschläge: Sein Vater, seine Mutter und sein Bruder starben kurz hintereinander. Wegbegleiter erzählen, diese Jahre hätten Weiss nahbarer gemacht, weicher.

Mit wem man auch über Weiss spricht, fast alle erzählen schnell davon, dass der Coach sich weigert, seine Pferde laufen zu lassen, wenn er gesundheitliche Risiken ortet. Leiser sagt, ihm sei das gerade in St. Moritz wieder passiert: Sein Pferd hat am Wettkampftag nicht gefressen, Weiss zog es aus dem Rennen zurück. Monatelange Rennvorbereitung und Spesen – allein der Transport nach St. Moritz kostet um die 600 Franken – waren umsonst. Leiser sagt: «Das Tierwohl geht vor. Diese Konsequenz spricht für Miro.»

René Leiser finden sich immer weniger. «Wir haben in den letzten zwanzig Jahren die Nachwuchsförderung verschlafen», sagt Leiser, der sein Hobby mit der Pensionierung von Weiss aufgibt. «Mit meinen Pferden in einen neuen Stall gehen, das mache ich nicht.» Und fügt noch an, einen wie Miro werde es nie wieder geben. Mit dem Nachwuchs ist es so eine Sache, auch bei Weiss, der sich zuletzt schwer damit tat, geeignetes Personal aufzustöbern. Auch ein Nach-

folger, der das Gehöft hätte übernehmen können, fand sich nicht. Weiss hat sich fast bis zur Selbstaufgabe den Pferden verschrieben, auch wenn er Unterstützung von seiner langjährigen Partnerin und seinem Neffen erhielt.

Während draussen der nächste Zentimeter Neuschnee fällt, sagt Weiss einen verblüffenden Satz: Er sei seit über dreissig Jahren nie mehr auf einem Pferd gesessen. Man staunt, aber der ehemalige Jockey Julien Lemée liefert eine einleuchtende Erklärung: «Man kann einen Pferdetrainer mit einem Fussballcoach vergleichen. Es geht um die Analyse, um das Auge, um Details. Dafür muss man nicht selbst auf dem Platz stehen oder im Sattel sitzen.»

Der Franzose Lemée ritt einst als Jockey die Pferde von Weiss. Nach vierzehn Schlüsselbeinfrakturen hat er sich inzwischen als Trainer selbständig gemacht. Weil das Geld zum Überleben kaum genügt, geht er einem Nebenjob nach. Die Finanzen sind ein Dauerthema im Pferdesport, die Branche in der Schweiz befindet sich in einer Art Sinnkrise. Es ist schwierig geworden, die Preisgelder zu stemmen. Am White Turf ist das Hauptrennen, der 85. Grosse Preis von St. Moritz, mit 100 000 Franken dotiert. Das bedeutet: Für den Sieger gibt es 50 000 Franken. Der Trainer erhält davon üblicherweise zehn Prozent. Man wird in der Schweiz nicht reich damit, Pferde im Intervalltraining über eine Allwetterbahn galoppieren zu lassen.

Auch Besitzer finden sich immer weniger. «Ich kenne das andere Leben nicht», sagt Weiss und ergänzt: «Aber ich freue mich darauf.» Auf ein Rührstück zum Abschluss, einen hundertsten Triumph in St. Moritz, gibt Miroslav Weiss wenig. Er sagt: «Ein oder zwei Siege mehr oder weniger, das spielt keine Rolle. Die letzten Jahrzehnte sind für mich Anerkennung genug.»

Kampf gegen den Dauerregen

Im Westen Frankreichs erreichen die Flüsse Rekordpegel

DANIEL STEINVORTH, PARIS

Eine hochschwängere Frau steht verzweifelt in dem Raum ihrer Wohnung, der in wenigen Tagen das Kinderzimmer hätte werden sollen. Alles war vorbereitet, die Geburt steht kurz bevor. Doch nun treiben Möbel im Raum. Die Flut hat das Haus erfasst und das Parkett gelöst. Das Wasser steht so hoch, dass nichts mehr an seinem Platz bleibt.

Diese Szene schildert Maëlaig Cévaër, die im Rathaus der Stadt Saintes arbeitet, am Telefon. «Unsere Einsatzkräfte haben in den letzten Tagen viele überflutete Häuser gesehen, aber dieser Fall hat sie besonders traurig gestimmt», sagt sie. Die Betroffene müsse psychologisch betreut werden. Auch sie selbst, so Cévaër, bewege das sehr, weil sie erst vor kurzem Mutter geworden sei.

Resignierte Bewohner

Saintes, im Département Charente-Maritime, zählt zu den am stärksten betroffenen Orten der gegenwärtigen Hochwasserlage im Westen Frankreichs. Rund 1300 Häuser stünden hier seit Tagen unter Wasser, berichtet das Rathaus. Etwa 2000 Haushalte seien betroffen. Der Fluss Charente, der sonst gemächlich durch die Kleinstadt fliesst, näherte sich dem Rekordstand von 1982, als der Pegel 6,84 Meter erreichte.

Cévaër erzählt, wie in einer Turnhalle, wo ein Krisenstab eingerichtet wurde, die Notrufe auflaufen würden. «Es gibt Strassen, die besonders betroffen sind, wo die Häuser seit Jahren immer wieder überflutet werden. Dort sind die Bewohner erschöpft. Sie haben es einfach nur satt», sagt sie. Andere, vor allem ältere Leute, reagierten resigniert; manche fast schon philosophisch. «Für sie sind die Schäden materiell und vorübergehend.»

Für Saintes an der Charente ist es bereits das dritte schwere Hochwasser seit 2021. Fernsehbilder zeigen, wie die Strassen in dem pittoresken galloromanischen Städtchen mittlerweile Kanälen gleichen. Boote der Seenotrettung NSM evakuieren Bewohner, während Feuerwehrleute durch metertiefes Wasser waten und Häuser sichern. Was das Schlimmste sei, wird ein Jugendlicher gefragt. «Dass es einfach immer weiterregnet!»

Tatsächlich erlebt Frankreich mit inzwischen 38 Tagen seine längste Regendauer seit Beginn der Aufzeichnungen im Jahr 1959. Seit dem 14. Januar sei im landesweiten Durchschnitt an jedem einzelnen Tag mindestens ein Millimeter Niederschlag registriert worden, berichten die Meteorologen. Bereits der Januar sei landesweit zu nass gewesen – mit rund 30 Prozent mehr Regen als üblich. Und dabei ist ein Ende noch nicht in Sicht. Denn mit dem Sturm «Pedro» ist bereits das nächste Tief über das Land gezogen, das weitere Niederschläge bringt.

Böden sind vollständig gesättigt

Die Folgen sind vor allem im Westen und Südwesten spürbar, wo zahlreiche Flüsse über die Ufer getreten sind. In Bordeaux erreichte die Garonne am Donnerstag einen Pegel von 6,85 Metern und lag damit nur knapp unter dem historischen Höchststand von 1999. In vier Départements – Charente-Maritime, Maine-et-Loire, Loire-Atlantique und Gironde – galt am Freitag weiter die höchste Hochwasserwarnstufe. Frankreichs Premierminister Sébastien Lecornu erklärte die Flut zur Chefsache und kündigte eine «vollständige Mobilisierung» aller staatlichen Kräfte an.

Problematisch ist, dass die Böden nach den wochenlangen Regenfällen vielerorts vollständig gesättigt sind. Sie können kaum noch zusätzliches Wasser aufnehmen. Jeder weitere Schauer fliesst oberflächlich ab und lässt die Flüsse weiter anschwellen, die ohnehin Hochwasser führen. Selbst wenn die Niederschläge nachlassen, sinken die Pegel nur langsam, weil die Wassermassen nur verzögert in Richtung Meer abfliessen.